

GOTT HAT HUMOR

Eigentlich wollte Dominika Zelent Zugbegleiterin werden. Jetzt ist die Salvatorianerin im Auftrag des Herrn unterwegs. Als neue Leiterin von Beit Emmaus

„Nichts ist so beständig wie der Wandel“, mit diesem Zitat von Heraklit haben Sie Ihren Jahresbericht bei der DVHL-Generalsammlung im letzten November überschrieben.

Ja, Wandel ist eine konstante Komponente in unsrem Leben. Wir erleben den Klimawandel, einen demografischen Wandel und viele weitere. Seit rund einem Jahr bin ich in Emmaus Qubeibeh, seit vergangenem Juli nun auch offiziell die neue Leiterin von Beit Emmaus – und wenn ich auf diese Monate zurückblicke, hat sich hier viel verändert. Auch ich selbst hätte vor ein paar Monaten noch nicht gedacht, dass mein Leben bald einen Kopfstand machen würde.

Mit dem Kopfstand meinen Sie Ihren Umzug von Wien ins Westjordanland?

Ja, Wien und das Westjordanland sind schon zwei sehr unterschiedliche Lebenswelten. Ich habe rund 24 Jahre in Wien gelebt, hatte gute und erfüllende Aufgaben. Zuerst in der Ordensleitung und als Verantwortliche für die Ausbildung von jungen Mitgliedern. Später als Sozialarbeiterin bei der Betreuung unbegleiteter minderjähriger Flüchtlinge und zuletzt als Leiterin eines Tages- und Beratungszentrums für wohnungslose Menschen des Wiener Roten Kreuzes. Ein Treffen im Kaffeehaus, zum Pizzaessen oder ein Kinobesuch, eine Bergwanderung gehörten zu meinem Alltag. Hier in Beit Emmaus ist der Bewegungsradius hingegen sehr eingeschränkt und kulturelle Angebote gibt es gar nicht. Ich habe manchmal das Gefühl, wie in einem großen Käfig zu leben. Viele unserer Mitarbeitenden waren noch nie in Jerusalem, obwohl es nur zwölf Kilometer entfernt ist. Erschwerend kommt auch die aktuelle Kriegssituation



hinzu, für mich ist es die erste Kriegserfahrung. Vor allem der 1. Oktober 2024, als der Iran Israel angegriffen hat, war sehr beklemmend. Als der Bombenangriff vorbei war und unsere Bewohnerinnen sich beruhigt hatten, dachte ich, wie zerbrechlich und wertvoll doch das Leben ist. Die einheimischen Mitarbeiterinnen, die im Westjordanland aufgewachsen sind, kennen das und sagen: „Du wirst Dich daran gewöhnen.“ Aber ich weiß es nicht. Ich will mich eigentlich gar nicht daran gewöhnen. Krieg oder Gewalt sollten nie zu unserem Alltag gehören.

Beit Emmaus stand ja auch nicht auf Ihrem persönlichen Wunschzettel ganz oben, wie Sie selbst einräumen.

Ja, das ist so. Wie gesagt, ich hatte ein schönes Leben in Wien. Ich bin aber in den letzten Jahren drei Mal gefragt worden, die Leitung von Beit Emmaus zu übernehmen. Zuletzt Anfang 2023.

Da war aber jemand hartnäckig.

Als die Anfrage zum dritten mal kam, dachte ich mir „alle guten Dinge sind Drei“, da muss der liebe Gott sich etwas dabei gedacht haben. Mit dieser Anfrage hat mir meine Leitung viel zugemutet und zugleich viel Vertrauen entgegengebracht. Ich bin eine starke Persönlichkeit,

brauche Herausforderungen und gestalte gerne. Meine neue Aufgabe ist herausfordernd und erfüllend zugleich.

Geboren und aufgewachsen sind Sie in Polen.

Ich bin in Ost-Polen an der Grenze zur Ukraine und Weißrussland aufgewachsen. Meine Muttersprache ist polnisch, in der Schule habe ich noch Russisch lernen müssen. Später in der Handelsakademie ist noch Deutsch dazugekommen. Ich bin in einer katholisch-evangelischen Familie großgeworden. Das war damals in Polen sehr ungewöhnlich, fast „skandalös“, (*lacht*) doch das hat mich sehr neugierig und offen gemacht.

Sie waren noch sehr jung, als Sie in den Orden eingetreten sind.

Ja, nach der Matura wollte ich eigentlich Zugbegleiterin werden, weil ich sehr gerne reise und mich mit Menschen unterhalte. Meine Mutter sagte, das kommt gar nicht infrage, ich solle einen „ordentlichen“ Beruf lernen, also einen Büro-Job machen und eine Familie gründen. Auf einer Zugfahrt zu meiner Tante habe ich dann die Salvatorianerinnen kennengelernt. Ich dachte mir: Gott hat Humor. (*lacht*) Als Ordensschwester mache ich nämlich jetzt genau das: Viel Herumreisen und mit Menschen reden.

Dann hat bereits diese erste Begegnung einen bleibenden Eindruck bei Ihnen hinterlassen?

Ja, bin zwar katholisch erzogen worden, doch Kirche oder Glaube hat bei uns zuhause keine große Rolle gespielt. Ich kann mich sehr gut an meinem ersten Besuch bei den Salvatorianerinnen erinnern. Das war rund zwei Wochen nach der

Begegnung im Zug. Die Schwester, die mir die Tür öffnete, sagte gleich zur Begrüßung: „Ach, wir haben schon auf Sie gewartet.“ Der bleibende Eindruck war; viele junge und hübsche Ordensfrauen. Da habe ich mir gedacht, da muss doch etwas an dieser Lebensform sein, dass sie sich für diesen Weg entschieden haben. Ein Jahr lang habe ich dann überlegt, ob das Ordensleben ein Lebenskonzept für mich ist, ich hatte damals einen Freund. Je länger ich darüber nachgedacht habe, umso klarer wurde mir: Ich wage diesen Schritt, obwohl ich noch viele Fragen hatte und meine ganze Familie dagegen war. Vor ein paar Jahren habe ich mein 25-jähriges Profess-Jubiläum gefeiert

Was gefällt Ihnen an den Salvatorianerinnen?

Wir sind eine internationale Gemeinschaft mit einem großen Weitblick. Das hat mich sehr angesprochen. Damals wie heute. Ich habe zu Beginn zwölf Jahre als Simultan-Übersetzerin gearbeitet, deutsch-polnisch-englisch, bin viel gereist. Unsere Spiritualität ist immer aktuell: mit allen Mitteln, die die Liebe Christi gibt, die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes erfahrbar werden zu lassen. Unser Auftrag ist, nahe bei den Menschen zu sein und sie auf ihren Lebens- und Glaubenswegen zu begleiten. Und das heißt, beweglich, offen und interessiert zu bleiben.

Sie sind vielseitig ausgebildet, haben unter anderem Sozialarbeit studiert und eine Ausbildung als Lebens- und Sozial-

beraterin nach Victor Frankl bzw. Alfred Längle gemacht. Von welcher der Ausbildungen profitieren Sie nun am meisten?

Als Sozialarbeiterin habe ich gelernt, mit vielen schwierigen, ja krisenhaften Situationen umzugehen und diese nach Möglichkeiten zu gestalten. Auch das strukturierte und lösungsorientierte Denken hilft mir in Beit Emmaus sehr. Aber auch die Logotherapie und Existenzanalyse sind eine Quelle, aus der ich schöpfe. Als Leiterin von Beit Emmaus habe ich sehr viel mit Menschen zu tun, die mir aufgrund ihrer Herkunft, Kultur oder Lebensweise zuerst „fremd“ sind, was nicht heißt, dass sie besser oder schlechter sind. Meine Ausbildung hat mir gezeigt, wie wichtig es ist, das persönliche Erleben jeder Person vorurteilsfrei in den Mittelpunkt zu stellen und dann mit ihr offen und wertschätzend in den Dialog einzutreten. Jeder Mensch will sein Leben trotz aller äußeren und inneren Beschränkungen gestalten. Und meine Aufgabe ist es zu schauen, dass Beit Emmaus diesen Gestaltung- und Lebensraum bietet. Natürlich nach Möglichkeiten.

Seit mehr als einem Jahr herrscht Krieg. Was macht das mit den Menschen, im Dorf und in Beit Emmaus?

Die Menschen sind müde, verzweifelt, manchmal auch wütend. Wer kann, wandert aus. Diejenigen, die bleiben, hoffen und beten, dass bald Frieden einkehrt. Es gibt eine große Perspektivlosigkeit, Angst, Arbeitslosigkeit und Armut. Viele leben am Existenzminimum. Für viele war die Mitar-

beit bei unserer Olivenernte seit Monaten wieder die erste bezahlte Arbeit. Von den Dorfbewohnern und unseren Mitarbeitenden erleben wir daher eine große Dankbarkeit, dass wir immer noch da sind und eine große Hilfsbereitschaft. Uns eint der tiefe Wunsch nach Frieden. Unser Zusammenleben zeigt, dass friedvolles Zusammenleben möglich ist.

Welche Folgen hat der Krieg für das Pflegeheim?

Die meisten Familien unserer 40 Bewohnerinnen können sich das monatliche Pflegegeld von rund 300 bis 500 Euro kaum noch leisten. Dabei sind die tatsächlichen Kosten viel höher. Viele leisten eine Anzahlung, geben den Rest später, wenn sie es denn können. Wir können unsere Bewohnerinnen ja nicht einfach auf die Straße setzen.

Das ist ein großer Spagat, in dem wir stehen, eine große wirtschaftliche Herausforderung. Wir wollen weiterhin qualitativ hochwertige Pflege leisten und keine unserer Mitarbeiterinnen entlassen. Zugleich müssen wir schauen, wo auch eingespart werden muss, wie wir unsere Einnahmequellen sichern oder auch neue finden können.

Und auf die Studierenden der Pflegefakultät, die ja auch zu Beit Emmaus gehört?

Die Studierenden kommen nicht nur aus Emmaus-Qubeibeh, sondern auch aus Ost-Jerusalem, Ramallah, Bir-Zeit oder Dschenin beispielsweise. Das ist aufgrund der mobilen Checkpoints, die immer woanders sind, sehr schwierig geworden. Deshalb schreiben sich immer weniger Studierende ein. Und natürlich können sich immer mehr Studierende das Studiengeld nicht mehr leisten. Ein Ausweg aus dieser Situation ist heiraten. Eine Studentin, sie ist 19 Jahre, rief mich eines Tages an und sagte: „Ich komme nicht mehr, weil ich heirate.“ Ihre Familie ist so arm, dass eine Heirat die einzige Lösung ist. Sie hat keine Alternative. Sie hat noch sechs Geschwister und einen kranken Vater, der nicht arbeiten kann. Und sie ist kein Einzelfall.

Sie haben sich und die Salvatorianerinnen als Hoffnungsträgerin bezeichnet.

Wir glauben an ein besseres Morgen. Das ist eine innere Haltung, die uns auszeichnet, die vor allem aus unserem Glauben erwächst. Gerade in ausweglos erscheinenden Situationen ist es wichtig, diese innere Haltung zu pflegen und damit auch andere Menschen mit Hoffnung „anzustecken“. In Beit Emmaus säen wir täglich ein kleines Senfkorn Hoffnung aus.

Vielen Dank für das Gespräch.

Das Interview führte Dagmar Paffenholz



Fotos: Salvatorianerinnen

